

MANFRED POSER

# TOD AM TIBER

KRIMINALROMAN

EDITION NAUTILUS

Dort drüben, auf der anderen Tiberseite, muss frühmorgens die goldene Fassade der Basilika San Paolo fuori le Mura im Licht der aufgehenden Sonne magisch geglüht haben. Das tut sie an jedem Tag, den der Herr werden lässt, und ich weiß es, weil ich vor zwei Wochen um halb sechs Uhr mit dem Rad dem Lauf des Tiber folgte. Mein Freund Romolo nimmt gern einen der frühesten Züge, um vor der Mittagshitze wieder zurück zu sein, aber das klappt dann nie. Wir radelten lange unter sengender Sonne in irgendwelchen Abruzzenausläufern herum, und meine Nase glühte wie das Basilikagold.

Heute wird's nicht ganz so heiß, und ich stehe also da, schaue wie ein Häftling durch zwei Meter hohes Gittergeflecht über den Fluss und erspähe zwischen dem Blattkleid Mattgold. Unerreichbar und klein wirken die vier Evangelisten an der Stirnseite von San Paolo. Ein paar Tennisplätze, Wiesen, der Fluss, das Steilufer gegenüber und noch eine Straße trennen mich von dieser langgestreckten Fabrikhalle des Heiligen. Doch die Sonne kommt von hier, wirft ihr Licht dort hinüber, und unter dem Kreuz oben auf dem Giebel steht, ich weiß es: *spes unica*. Einzige Hoffnung.

Heute Morgen muss ich noch geschlafen haben, als auf dieser Uferseite ein kleines Höllenfeuer ausbrach. Ein Mann schnarchte in seinem Wohnwagen, schlief den Schlaf des Bezechten, als sich Flammen gefräßig ausbreiteten und ihn mit seiner kleinen Welt um ihn herum verzehrten. Und diese kleine Welt steht hinter mir bloß noch als windschiefe, pechschwarze Hütte auf Felgen. Umrahmt ist die Ruine von in Brusthöhe gespannten rot-weißen Absperrbändern der Polizei. Sie müssen den Mann irgendwie aus seiner Schlafkiste

gezogen haben, und jetzt liegen seine Überreste in einem Wagen, der in pietätvoller Entfernung parkt.

Ein Mütze tragender Mann im abgeschabten schwarzen Anzug macht sich an der Hecktür zu schaffen. Jedes Mal, wenn ich die Heckklappe eines Leichenwagens sehe, denke ich: »Willoughby«. Wenn das draufstünde, wäre alles in Ordnung. Dann hätte der Bursche seinen Frieden gefunden. Eine Episode aus der US-Serie »Twilight Zone« von Rod Serling aus den 1960er Jahren ist mir nie mehr aus dem Kopf gegangen. In Deutschland hatte sie den Titel »Geschichten, die nicht zu erklären sind«. Zu Beginn rollten Seifenblasen (oder Augen?) zu nervtötender Polizeisirenen-Musik schräg durchs Bild. Dann ging's los, alles in Schwarz-Weiß.

»A Stop at Willoughby«: Ein Mann im mittleren Alter, gepeinigt von einem unzufriedenen Chef und einer zanksüchtigen Frau, fährt jeden Morgen mit dem Zug zur Arbeit. Er döst ein und wacht erst auf, als ein gemütlicher Schaffner »Willoughby!« ruft. Der Mann sieht draußen eine Szenerie des Friedens im Hochsommer, aber er schafft es nicht auszusteigen. Auch beim zweiten Mal blickt er nur sehnsüchtig hinaus.

Dann verliert er seine Arbeit. Er steckt beim Frühstück die üblichen Vorwürfe seiner Frau ein, schläft im Zug ein, der Schaffner kündigt Willoughby an, der Mann tritt endlich hinaus und wird herzlich begrüßt. Später findet man ihn, tief in der Nacht, auf freier Strecke im Schnee liegend und mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Das Bestattungsinstitut fährt mit seinem Wagen heran, sie laden die Leiche ein, die Hecktür fällt zu, und auf ihr steht: »Willoughby & Son — Funeral Home«. Ende des Films. Auch hier fällt eine Hecktür ins Schloss. Aufschrift: »*Medicina legale. Roma.*« Die Rechtsmedizin.

Drei Tage vorher war ich hier am späten Vormittag vorbeigekommen. Sogar angehalten hatte ich, weil der Mann in seinem Wagen, der auf Italienisch »Roulotte« heißt, noch immer schlief. Durch das breite Fenster war Ludwik — so hieß er — gut zu sehen: Er lag da in einem Bett aus Müll, mit blassem

Licht auf dem Gesicht, und hätte er einen dunklen Anzug getragen, hätte mich das nicht mal gewundert. Das Flackern einer Kerze drinnen. Ein Auto zuckelte vorbei, und aus dem offenen Seitenfenster schwamm eine Sentenz aus der Messe »Stabat mater« von Pergolesi herüber, Altstimme, *O quam tristis et afflicta*. Ich traute mich nicht ganz nah ran, und als er sich leise bewegte, schlich ich wieder zu meinem Rad.

Oft hat Ludwik an etwas herumgeschraubt, hat am Zaun gestanden oder mit seinem Nachbarn vor dem Wohnwagen nebenan Kaffee getrunken. Ein paar Worte haben wir immer gewechselt: »He, Ludwik, wie geht's dir? Alles gut?« Manchmal haben wir abends Peroni-Bier getrunken mit Kazimierz als drittem Mann, wortlos, auf Campingstühlen, es war unser privates Polen-Café mit Blick auf den Radweg, rot; und Ludwik stand auf, schlurfte über den Radweg, stakste mühevoll zum Pissen an den Zaun wie einer jener zwei Meter großen Außerirdischen, die sich in unserer Welt nicht heimisch fühlen.

Er lebte, trank, konnte ausdrucksstark fluchen, und manchmal brabbelte er nur etwas vor sich hin. Tat niemandem etwas zuleide und jetzt erst recht nicht mehr, da er nicht mehr atmet und nur noch ein verklebtes, verkrümmtes, schwarzes Ding ist, in eine Plane eingehüllt. Wie liebevoll er mir immer die Flasche hingehalten hat! Ludwik hatte Herz. Ich möchte heulen.

»Genug gegrübelt, Rudi!«, mahnt eine Stimme. »Das ist immer traurig, weiß ich.«

Paolo Fortunato Falconi steht neben mir und legt mir die Hand auf die Schulter. Er fragt, was er immer als Erstes fragt, wenn er mich sieht: »Na, was macht Rudi Feller?« (Völler können Italiener nicht aussprechen.) Paolo kann sich noch an die Jahre von 1987 bis 1992 erinnern, als Rudi Völler für die AS Roma Tore schoss. Ich sage dann, dass es dem Rudi gutgeht. Was er so macht, weiß ich nicht, aber sollte er eine Mannschaft trainieren, wird er wohl kochend vor Wut an der Seitenlinie stehen, dass man denkt: Gleich wechselt er sich selber ein.

»Den hab' ich gekannt, weißt du das?«, sage ich heiser.  
»Ludwik, ein Pole. War ein netter Kerl. Hoffentlich hat er wenig gespürt.«

Paolo schaut mich forschend an. »Gespürt wird er das schon haben. Er ist verbrannt. Spielt aber keine Rolle mehr.« Bedeutende Pause. »Hat die Tür nicht aufgekrigelt. Die Finger hatte er um den Knauf gekrallt. Ein großer, starker Mann, aber vermutlich betrunken. Hatte keine Chance. Komm!«

Mein Rad ist schon sicher am Zaun angeschlossen, und ich schaue umher. Zwei Polizeiwagen mit Blaulicht und der Kombi stehen auf dem verwahrlosten, riesigen Parkplatz, den der Radweg säumt. Lungotevere Pietra Papa heißt der Landstrich. Er hat aber nichts mit Il Papa, dem Papst zu tun; die Gegend gehörte zu Caesars Zeiten anscheinend einer Familie dieses Namens. Vom anderen Ufer des Parkplatzes schaut uns hinter Bäumen eine unbedeutende Häuserfront mit Elektroladen, Bar und Pizzeria an. Wir schlendern an Paolos Einsatzfahrzeug vorbei. Der Geruch nach Verbranntem hängt noch in der Luft.

Paolo bleibt plötzlich stehen und reagiert erst jetzt: »Ach, du hast ihn gekannt?«

Ja, schon, wir hätten manchmal zusammen getrunken. Ich würde ihm, Paolo, gern noch mehr sagen, aber jetzt sehe ich ihn nur noch verschwommen und bringe kein Wort mehr heraus. Er nickt und klopft mir erneut auf die Schulter: »Los, komm.«

»Obdachlose verbrennen oft«, sagt der Fachmann, der schon ein paar Schritte weiter ist. Die Basilika, die nicht nach Signor Paolo Fortunato Falconi benannt ist, bleibt zurück. »Oder sie ersticken«, sagt Paolo so vor sich hin, »weil Kohlenmonoxid auftritt. Da hatten wir schon ein Dutzend Fälle.« Dann bleibt er stehen, mitten auf dem Platz, und wartet stirnrunzelnd auf mich.

»Wenn du ihn kanntest, umso besser. Ich brauche ein wenig Unterstützung von außen. Gehen wir in die Bar.« Links neben der geschlossenen Pizzeria »La Dolce Vita« steht bescheiden die Bar »Tre Stelle«. Drei Sterne.

»*Due cappucci*«, ordert Paolo. Wie lange es gedauert hat, bis ich begriff, dass man sich als Barbar darstellt, wenn man in Italien nach ein Uhr mittags noch einen Cappuccino bestellt! Man will ja alles richtig machen. Vor allem die eigenen Landsleute verlangen von einem der ihren in Rom, dass man stilsicher in Sachen Kaffee, Pizza und Pasta ist. Doch nun, um neun Uhr, sind wir noch mittendrin in der Cappuccino-Zeit.

»Als ich gekommen bin, hat's noch geflackert, das Feuerchen. Böse Sache«, murmelt der korpulente Barmann mit dem Oberlippenbärtchen, dessen Hände und Finger wie Robotergreifer wirbeln, die an einem kubenartigen Korpus befestigt sind. Zack, rein mit dem Kaffeehalter in die Halterung, Kaffee läuft, Aluminiumgefäß unter die Spritzdüse, Milch aufgeschäumt, zwei Teller auf den Tresen gezaubert, zwei Löffel daraufgepfeffert, die Tassen mit Kaffee gefüllt, Schaum darauf, sie hingestellt. »*Ecco*.«

»Hässliche Sache«, wiederholt der Barmann gewichtig, und er hätte im selben Tonfall sagen können: blödes Tor. Er deutet mit dem Doppelkinn hinüber zum Tiberufer und wischt kurz mit einem schmierigen Lappen über den Tresen. Eine Sekunde spiegelt sich darin wie aufgequollen das Kinn des Mannes, und er schießt uns einen lauernden Blick herüber. Der übliche Gesprächsbeginn, der Barmann will uns anzapfen und Paolo ihn, darum fragt er gleich: »Kannten Sie den armen Hund im Wohnwagen?«

»Ja, der kam manchmal rüber, hat sich ein paar Bier gekauft und sie mitgenommen. Ein Pole, glaub' ich. Da sind ja auch üble Burschen unterwegs, zum Glück bleiben sie unter sich. Können mir gestohlen bleiben, diese Ausländer. Nur Ärger hat man mit denen.«

Paolo wendet sich mir zu und spricht so leise, dass ich ihn kaum verstehe. »Mal sehen, ob du mehr weißt als ich. Er heißt Ludwik Skromnik, 1991 nach Rom gekommen, Aufenthaltsgenehmigung für fünf Jahre, nicht mehr verlängert, danach

also illegal, Anklagen wegen Körperverletzung, nie bestraft worden.«

»Und was hast du damit zu tun?«, frage ich. »Bist du nicht für die nationale Sicherheit zuständig? Ein armer Obdachloser. Es war ja vielleicht doch ein Unfall.«

Paolo gibt einen vollen Löffel Zucker in die Minitasse, nimmt sie an sich und führt mich, die andere Hand um meine Schulter gelegt, zum Fenster. »Klar, schon ein Streichholz hätte genügt. Der Junge hatte sicher fünf Promille, der wäre von selber in Flammen aufgegangen in seinem Müll. Die Tür ist aber von außen manipuliert worden.« Paolo trinkt das Tässlein aus und stellt es auf den nächsten Tisch. Was er mit dem Fall zu tun hat, weiß ich immer noch nicht. »Vorgestern haben sie bei Porta Portese eine Frau aus dem Fluss gefischt. Eine Obdachlose. Ich war zufällig dabei. In ihren Haaren war noch ein kleiner Fisch. Letzte Nacht habe ich davon geträumt. Der Fisch war in meinen Haaren, und ich wollte ihn rausholen, er fiel zu Boden und hat noch gezappelt. Dann bin ich aufgewacht.« Er lacht auf.

Ich sage: »Ganz abgebrüht bist du wohl noch nicht.«

Er winkt ab. »Lass mal. Reden wir, wo uns keiner hört. Dann zeig' ich dir was. Du könntest mir sehr helfen. Komm einfach am Mittag um eins zum ›Elefantino‹, in das Restaurant an der Piazza Ungheria, direkt an der Ecke. Dann erkläre ich dir alles. Auch, was ich damit zu tun habe.«

Ich halte ihn auf. »Warte, du weißt sicher, dass ich jetzt woanders wohne, vorübergehend. Wir haben uns ... getrennt. Das weiß die Verwandtschaft bestimmt schon.«

Paolo nickt. »Klar, Chiara hat mir etwas erzählt. Wissen alle. Die schöne Wohnung! Ihr wart ja doch ein ... interessantes Paar, meine ich. Ich weiß nicht, ob ich es lang mit Chiara aushalten würde, aber«, er hebt den Finger, »damit will ich nicht zitiert werden!« Ich gelobe es militärisch: Hand an die Schläfe.

Er gibt mir die Hand und schaut mir in die Augen. »Kennst

du den?«, fragt er. »Ist von Lando und Dino, zwei Komikern aus den Marken: Mann trifft Frau in der Stadt. Frau sagt beschwörend zum Mann: ›Sehen Sie den, der da gerade vorbeigeht? Mein Ex-Ehemann. Wir haben uns vor drei Jahren getrennt. Seitdem trinkt er.« Der andere antwortet: ›Toll. Ich habe noch nie einen gesehen, der so lange gefeiert hat.« Ciao Rudi!« Er eilt mit langen Schritten davon. Und gleich darauf quietschen Reifen, während ich noch immer über den Witz kichere. Italiener lieben Abgänge mit Stil.

In dem Wohnwagen knistert es noch leise. In drei Tagen werden nur noch die Felgen und eine Bodenplatte zu sehen sein. Als wären Insekten darüber hergefallen. Ich löse mein gelbes Rad vom Zaun. Vor dem Wohnwagen neben dem ausgebrannten Wrack sitzt ein alter Herr mit weißem Schnurrbart, Ludwigs Freund Kazimierz, auf seinem Campingstuhl. Zwei Polizeibeamte stehen bei ihm wie Schutzengel. Die Fassade der Basilika San Paolo liegt wieder unverdächtig und trüb hinter den Laubbäumen dort drüben.

## 2

Erst mal eine Runde nachdenken. Ich muss zunächst über die Viale Marconi, an der Menschen auf sechs Spuren in ihren rollenden Wohnzimmern sitzen, die aber meistens stehen, wie hier vor der roten Ampel; und Mustafa (wenn er so heißt) läuft von einem Auto zum anderen, um Feuerzeuge oder ein paar Packungen Papiertaschentücher zu verkaufen. Diese Tätigkeit übt er zehn Stunden am Tag aus, und hoffentlich hat er abends noch eine Packung übrig, um sich den Ruß und den Schwefel aus den Schleimhäuten zu schnäuzen.

Ich trage eine verspiegelte Fahrradbrille deutscher Bauart und einen roten italienischen Helm Marke Feuer (*fuoco*) von der Firma Rudy Project. Den besitze ich, seit mein Leben eine neue Wendung nahm, die ich durch den Helmwechsel unterstreichen wollte. Der gelb-schwarze erfüllte zwar



seinen Zweck, doch der feuerrote passt besser zu mir. Das fand jedenfalls der ewig schwitzende Giacomo vom Fahrradladen in der Viale dei Colli Portuensi, als er ihn mir hinhielt. Besser aussehen will man als diese mittelalten teigigen Personen mit Metallhut, die wie festgelötet auf ihren Motorrollern sitzen. Sie werfen sich mit einem Handgriff vorwärts, den Blick ins Leere gerichtet und ein blasiertes Lächeln auf den Lippen, als warte weiter vorn Britney Spears oder Paris Hilton auf sie.

Dann gibt es diese Anzugleute und die jungen Hitzköpfe auf den 400er-Scootern, das sind ganz dicke Fahrzeuge, die in Mode gekommen sind. Wie war das schön damals in den 1950er Jahren, als der steife Gregory Peck auf der Vespa mit Audrey Hepburn hinter sich am Kolosseum vorbeiknatterte! An einem 1. März trat dann die Helmpflicht in Kraft. Die Römer indessen sind Meister der Anpassung. Es dauerte nur wenige Monate, und schon hatten sie ihren *casco*, der zunächst nur ein störendes Gepäckstück war, im Griff und trugen ihn trotzig auf dem Haupt während der Fahrt und protzig am Arm danach: wie Kreuzritter.

Es geht auf dem Radweg oberhalb des Tiber entlang, und eine Minute schaue ich in das Gelände der Gartenfirma hinein, die so schöne Gipsstatuen hat: Frauen mit Füllhörnern und Amorstatuetten, die man sich ins Bad stellt und über die man Handtücher hängen kann. Ich mag die halbnackte Frau mit Füllhorn für achtzig Euro. So viel Geld habe ich derzeit aber nicht übrig, außerdem wüsste ich nicht, wie sie transportieren, und überhaupt habe ich gar kein Bad.

Meine Wohnung liegt nur noch einen Kilometer entfernt. Der Radweg biegt schräg ab und bietet in Richtung Fluss als Aussicht einen Rasenplatz mit kickenden Jungs, landeinwärts einen ebenerdigen Parkplatz mit herumhockenden Jungs und läuft dann auf einer Art Damm dahin. Hinter der langgestreckten Böschung dehnen sich die verwilderten Tiberauen aus: eine sumpftartige Fläche bis hin zum Ufer, wo eine Reihe Weiden

aufragt und gut die Blechbuden und Holzhütten tarnt, worin arme Teufel aus Asien, Afrika und Osteuropa leben.

Der Damm wirkt wie eine Uferstraße ohne Meer, und das Schönste an ihm ist sein rosafarbener Asphalt mit Mittelstreifen. Er sagt: »Ich bin ein römischer Radweg!« Über ihn hinweg schauen die Magliana-Hochhäuser in die Ferne wie eine Mannschaft von Riesen, die anscheinend zu viel Anabolika gefuttert haben. Es sind neunstöckige Ungetüme, eng zusammengeballt. Die Blumen, Wäschestücke und das Gerümpel auf den Balkonen melden: Hier wohnen Menschen. Viele Menschen.

Gleich erhebt sich drei Meter hohes Schilf, und dahinter liegt rechts und längs zum Damm ein nicht mehr genutztes, langes Mietshaus von stumpfer ockerbrauner Farbe mit Flachdach, fast wie ein verrottender Frachter, dem ein Sturm die Masten weggefegt hat. Der Radweg führt in Höhe seines zweiten Stocks vorüber. Ich muss mein Rad viele unebene Stufen hinabschleppen. Ein verlotterter Platz mit ein paar Autos nimmt mich auf. Auf den Pfaden zwischen den Neunstöckern manövrieren langsam aber stetig Fahrzeuge hin und her.

Das Viertel heißt Magliana. Jeder in Rom muss sofort an die berüchtigte Magliana-Bande denken, die in zehn Jahren bis zur Mitte der 1980er ein paar Dutzend Menschen umgebracht hat. Einer ihrer Chefs war Enrico De Pedis, genannt Renatino, der am 2. Februar 1990 von zwei ehemaligen Kumpanen mitten in der Stadt von einem Motorroller herab erschossen wurde. Die Magliana-Bande hatte Verbindungen zur Geheimdienstloge P2 und Kontakte zur Agentenszene. Morde und Entführungen waren ihr Geschäft.

Ich schiebe mein Rad einen Zaun entlang und biege das krumme Tor auf, neben dem ein angebrochenes Schild »Staatliche Mittelschule Otto Marzo« lesen lässt. Ich überquere eine verbrannte Rasenfläche, betrete den Eingang und wende mich nach links zur Freitreppe. Es geht außen am Gebäude hoch, ich nähere mich einer Kanzel, wende ihr den Rücken zu und steige (immer das Rad unter dem Arm) wieder höher. Im vierten

Stock dann gelange ich in den Korridor und drehe mich nach rechts. Otto Marzo — dieser vermeintliche Revolutionär und Grabenkämpfer war niemandem bekannt, den ich fragte. Bis mir jemand verriet, es handle sich bei dem Namensgeber um den »achten März«, den Tag der Frau.

Frohgemut begonnen hatte wohl der Schuldienst hier, und fröhlich läutete die Schulglocke die Stunden ein — bis dann die ersten Risse und Gebäudeschäden auftraten. Vielleicht zu hastig gebaut. Klingt nach meiner Beziehung zu Chiara, die ich nicht vergessen kann. Chiara arbeitete im italienischen Konsulat in Freiburg und langweilte sich, mir ging es in einer Pressestelle ähnlich. Dann bekam sie eine Stelle im Außenministerium, der Papa besorgte uns eine Wohnung im eleganten Parioli-Viertel, ich lernte radfahrende römische Freunde kennen, genoss mein Leben und betätigte mich ein wenig journalistisch. Zu wenig, wie Chiara fand. Ich stehe im Korridor, und ein Schmerz sticht mich. Ich höre Chiara sagen: »Willst du dir nicht ein bisschen Mühe geben?«

Man gab die Schule dann auf wie das Radstadion der Olympischen Spiele 1960, das dort drüben hinter dem trügerischen Glitzerband des Tiber verrottet. Hier gibt man schnell was auf, weil Neues faszinierender ist. Das Neue entsteht dann zwar nie, soviel auch darüber geredet wird, und das Alte bleibt stehen. Wie das Kolosseum und die übrigen antiken Reste, die wir, ach, so lieben.

Als es nach drei Versöhnungen und langen Gesprächen nicht mehr ging mit Chiara, erinnerte ich mich, dass Serena mir eines Tages gesagt hatte, diese Wohnung werde für mich noch einmal wichtig werden. Ich traf sie in der Bar »Tramonto«, die in der Straße hinter dem Schulkoloss angesiedelt ist; sie lächelte, als habe sie alles gewusst und legte mir den Schlüssel zu ihrem Zimmer hin. Sie war blass, leichenblass eigentlich, und sah aus wie Mitte fünfzig, was vielleicht am ungünstigen Licht im »Tramonto« lag. Serena war ungeschminkt, wirkte unglücklich und schaute einfach durch mich durch oder in mich hinein.

»Dann bis bald, mein Schatz.« Sie entnahm ihrer Tasche ein Notizbüchlein mit Blümchen drauf, schlug es auf und riss ein Blatt heraus. Dann faltete sie das Blatt, öffnete es wieder, riss es durch, behielt eine Hälfte und gab mir die andere. »Symbolon«, sagte sie dazu und: »Wir sehen uns wieder.« Sie tätschelte mir die Wange und ging hinaus.

Den Barbesitzer schaute sie nicht mal an. Der Mann, den ich leidenschaftlich nicht leiden kann, sagte mir, als ich bezahlte: »Serena geht's schlecht. Seit ein paar Tagen trinkt sie, was reingeht. Schlimm.«

Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen. Auf meiner Hälfte des Blattes stehen zwölf sorgfältig geschriebene Zeilen untereinander, in roter Tinte geschrieben. Serena, die Prostituierte, führte ein Poesiealbum! Ich weiß wohl, dass die Griechen manchmal ein Geldstück zerbrachen und dass von zwei Freunden, die auseinandergingen, jeder eine Hälfte an sich nahm: »Symbolon« hieß das. Ich habe den ersten Teil eines Gedichts bekommen, der ohne Titel ist, aber ich kenne es.

Die Autorin ist Alda Merini, die viele Jahre in der Psychiatrie verbrachte. Da steht: »*Io come voi sono / stata sorpresa / mentre rubavo la vita ...*« Grob übersetzt: »Ich bin wie ihr / überrascht worden, / als ich mir mein Leben klaute; hinausgeworfen aus meiner / Sehnsucht nach Liebe hat man mich, / und auch mir hat keiner zugehört, / und wie ihr habe ich geweint, / gelacht und gehofft.« Der zweite Teil, den Serena behielt, fängt, glaube ich, mit der Schande an, die jeden Tag Schande essen muss. Und die letzte Zeile weiß ich auch noch: »Ich habe mich wie ihr / der Wissenschaft des menschlichen Schmerzes zugewandt, / die meine Wissenschaft ist.«

### 3

Das Schulhaus Otto Marzo bietet den Radlern auf dem rot asphaltierten Radweg eine behäbige, kompakte Fassade mit einem schmalen, durchgehenden Balkon vor den Stockwerken.

Die schief hängenden Rollläden geben der Fassade etwas Unaufgeräumtes. Die Geländer der umlaufenden Balkone sind braun vom Rost. Doch nach hinten, in Richtung des Innenhofs, gibt sich das Haus wehrhaft wie eine Zitadelle. Das Monstrum ist höher, als man es vom Radweg aus vermutet. Es hat fünf Stockwerke. Auf jeder Etage dürften vierzehn Räume liegen, sieben an jeder Seite.

Warum die Baumeister unbedingt vier Türme an die Fassade kleben mussten, ist unklar. Wenn man die Freitreppe ganz hochsteigen würde, käme man vermutlich aufs Dach; ich war noch nicht mutig genug, alles zu erkunden. Wozu auch? Der stumpfbraune Kubus neben der Schule war wohl die Turnhalle. Der Zugang ist aber zugeschweißt. Überall sprießen Brennesseln und Grasbüschel.

Der lange Flur ist leer. Na ja, da liegt noch ein schwarzer Müllsack mit Altkleidern, einer von vielen, und verstreut liegen ein paar fliegende Blätter. Der letzte, vierte Raum ist es, nach links: 363. Ich mache die Tür auf und stelle das Rad in die Mitte des knapp dreißig Quadratmeter großen Raumes — so hat er schon ein Zentrum. Er misst vielleicht sieben Meter quer, über drei Fenster hinweg, und vier Meter von der Tür zu den Fenstern. Er war wohl einmal mehrreihig bestuhlt mit dem Pult gleich neben der Tür und vielleicht einem Ständer zum Aufhängen von Landkarten. Der Boden ist aus graubraunem Linoleum.

Rechts führte immerhin eine Terrassentür auf den Balkon. Ein Türrahmen ist noch vorhanden; so konnte ich eine Wolldecke mit zwei Reißzwecken am oberen Querbalken befestigen, als luftige Terrassentür. Im Januar, wenn die Nachttemperatur in Rom null Grad erreichen kann, möchte ich hier nicht mehr sein. Doch jetzt haben wir Juli.

Den Umzug hierher hat damals Romolo, der Zauberer, mit seinem Fiat erledigt. Beim Einpacken stand Chiara wie ein Zerberus im Hintergrund, mit verschränkten Armen. Als Romolo den Computer vom Stromnetz abtrennen wollte, legte sie ihr

Veto ein: »Stop! Der bleibt hier. Was willst du denn mit dem, Rudi? Hier, du kannst den Füller haben, den mir das Konsulat zum Abschied geschenkt hat. Passt zu dir.« Wir tranken noch einen Sherry, denn wir mussten den Einbruch der Nacht für den Umzug abwarten. Chiara fand als Schlusswort, ich könne mich gern melden, wenn ich Probleme hätte.

Rechts in der Ecke steht der mannshohe Kühlschrank, den Serena schon hatte und der nicht immer laufen kann, denn es gibt nur eine Steckdose mit Strom. Doch manchmal will auch gekocht werden, das Handy will Strom trinken, darum gibt's nicht immer kühles Bier. In den anderen Ecken warten drei alte Freischwinger mit dem früher beliebten braunen Cordbezug vom Sperrmüll auf Besetzer, und mein kostbarstes Stück, der Glastisch, muss neben der Tür die Bücher tragen. Chiara zeigte sich hier großzügig und befreite sich von Altlasten: einer Ausgabe der *Göttlichen Komödie* von Dante, Gedichten von Ungaretti, Pavese und Montale. »Gedichte, das war mal«, kommentierte sie. Direkt neben der Terrassentür steht ein altes Sofa, gegenüber eine Matratze. Waschen kann man sich auf der Schülertoilette draußen, gleich nebenan.

Mein drei Meter breiter Balkon liegt auf der Schmalseite des Palazzos und biegt links auch noch ums Eck. Über mir lastet nur mehr schwer das wulstige Flachdach. Ein *Attico*, könnte man sagen. Das sind die schicken Lofts unter dem Dach, Chiaras bevorzugte Residenzen.

Der Blick geht weit hinaus über den Tiber zum Viertel EUR, zur Kirche Peter und Paul, die wie ein hübscher Pavillon die Gegend überblickt, zum viereckigen »Colosseo quadrato« weiter links daneben mit der berühmten Aufschrift vom »Volk der Dichter der Künstler der Wissenschaftler ...« und fällt auf die Autobrücke darunter mit dem nie endenden Verkehr von links nach rechts und von rechts nach links. Am Tag und in der Nacht. Man kann natürlich – am Tag, wenn Licht ist, sonst nachts mit Kerze – von einem Zimmer ins nächste gehen. Den Chemiesaal erkennt man, das Direktorenzimmer, das

Lehrerzimmer, den Raum mit den Geografie- und Biologiekarten, das Schülerklo.

Hier im »Achten März« träume ich oft von meiner alten Schule in Oberbayern. Die Glocke ging, ein schöner Dreiklang, und dann ergossen sich tausend Schüler in den Hof zur Pause. Hofgang. Dann in den Chemiesaal und als Letzter rausgehen, damit ich dabei sein konnte, wenn das rothaarige Mädchen seine schwarze Lederjacke vom Haken fischte, um es ein paar Schritte wortlos zu begleiten. Charlie Brown und das rothaarige Mädchen! Auch mir fiel nie ein Wort ein, wenn ich mit ihm allein war.

Unten verläuft der Radweg, irgendwie ortlos.

Ich bin nirgends gemeldet, das Haus gibt es eigentlich nicht, und was will ein Phantom wie ich mit einer Internet-Flatrate? Mein einziger journalistischer Kunde in den drei Jahren in Chiaras Luxuswohnung war die Ärztezeitung *Hallo Doc!* in Nürnberg. Ihr habe ich brieflich etwas von »logistischen Problemen« geschrieben. Anscheinend wurde keine Vermisstenanzeige erstattet, denn sonst hätte die deutsche Botschaft Paolo Fortunato Falconi eingeschaltet. Ich bin jedenfalls ausgeknipst.

#### 4

Aber es ist zu früh am Tag, um sich ausgeknipst zu fühlen. Mitten am Vormittag, da sollte man sich noch Fahrtwind um die Nase wehen lassen, bevor die Hitze sich erstickend über alles legt. Im Juli glüht die Welt, die Rom ist. Der Radweg vor meiner Behausung heißt »Tiber Süd« und hat eine Länge von elf Kilometern. Das nennt man Glück!